Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 36 (1956-1957)
Heft: 8

Artikel: Lebensgeschichte Pfeffermanns des Jüngeren
Autor: Bergengruen, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160574

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

LEBENSGESCHICHTE PFEFFERMANNS DES JÜNGERN

VON WERNER BERGENGRUEN

Vorabdruck aus dem demnächst beim Verlag «Die Arche» erscheinenden Buch *Der dritte Kranz*

Die folgenden Geschehnisse sind im letzten Jahrhundert des alten Reiches vorgefallen; sie hatten ihren Ort in einem kleinen Fürstentum des mittleren Deutschland.

Der Günstling Pfeffermann, nacheinander Amtsbote, Schreiber, Kanzleivorstand, Hofrat und Staatsminister, wandte jenen Rest an Liebesfähigkeit, den ein strenges und zielsüchtiges Leben ihm gelassen hatte, seinem einzigen Sohne Carl Heinrich zu. Pfeffermann mußte mit Kummer gewahren, daß der Sohn in einer achtungsvollen Kühle verharrte. Er machte nicht einmal den Versuch, den Vater zu lieben, ja, er hatte zu diesem Versuch nicht einmal den Willen; und Pfeffermann war gewöhnt, auch in einer Neigung den Akt eines Willens zu erblicken.

Carl Heinrich hatte seine akademischen Jahre abgeschlossen. Der Vater schickte sich an, ihm jene Stellung im Staatsdienst zu bereiten, die dem Sohne des Ministers zukam. Zugleich betrieb er für ihn die Heirat mit einem Mädchen aus großem Geschlecht, denn nur selten haben ja die Aufgestiegenen soviel Kühnheit, daß sie einer Bestätigung durch die überkommenen Mächte entraten zu können meinen. Der Sohn erklärte, er wünsche weder eine Stelle im Staatsdienst noch die vorgeschlagene Heirat. Der Vater nahm die Ablehnung nicht ernst.

«Mein Sohn liebt mich nicht», dachte er. «Das ist mein Leiden, das muß ich tragen, bis es sich wendet, so unbegreiflich es ist. Aber mein Sohn ist kein blanker Narr, so wird er nach einer Weile seine Sträubigkeit aufgeben, das Mädchen heiraten und die glanzvolle Laufbahn machen, die ich ihm bestimmt habe.»

Er sprach diese Zuversicht dem Sohne gegenüber aus. Der Sohn, welcher die Dichter und die französischen Philosophen las, ging erregt im Zimmer auf und ab, während der Vater aus dem Lehnsessel auf ihn einredete. Der Sohn blieb stehen und sagte mit blitzenden Augen: «Die Vorsehung hat den Menschen zur Freiheit erschaffen. Ich verdanke Ihnen mein Leben. Alles andere will ich mir selbst zu verdanken haben!»

Der junge Pfeffermann liebte unter seinem Stande. Elisabeth

Weilinger, Witwe eines zu Wohlstand gelangten Schlossermeisters, war um vier Jahre älter als er. Sie war nur kurze Zeit verheiratet gewesen; der bejahrte Mann hatte ihr keine Kinder hinterlassen. Sie las die Schriften, an denen Pfeffermann sich berauschte. Sie hörte seinen feurigen Reden zu und meinte seine Gesinnungen zu teilen. Vielleicht hätte schon dies dem jungen Manne genügt; allein sie war schön gewachsen und hatte große, zur Feuchtigkeit neigende Augen.

Pfeffermann wußte, daß es unmöglich war, dem Vater von seinen Wünschen zu sprechen: er hätte die Frau unverzüglich ins Spinnhaus bringen lassen. Er prüfte seine Entschlüsse und fand sie fest. Eine Weile noch widerstand die Witwe seinen Vorschlägen, dann gab sie nach. Sie verkaufte das Haus und zog ihren Anteil aus dem Geschäft, das jetzt ihr Schwager betrieb. Carl Heinrich traf seine Vorbereitungen geschickt und heimlich. Er rührte nichts an, das vom Vater stammte, weil, wie er zu Elisabeth sagte, der Schweiß und die Tränen der Gedrückten daran klebten; er aber wolle nicht mitschuldig sein. Sogar was er an Pretiosen von ihm zum Geschenk erhalten hatte, sollte zurückbleiben. Nur sein mütterliches Erbteil nahm er mit, in Wechselbriefen auf Antwerpen. Es war bescheiden, denn der Vater hatte noch vor seinem Aufstiege geheiratet. Das Paar gelangte über die Grenze und schiffte sich nach der Neuen Welt ein. Noch vom Festlande aus hatte Carl Heinrich seinem Vater geschrieben; er erhielt keine Antwort. Darauf wurde die Heirat vollzogen, einen Tag vor der Ausreise des Schiffes. Zeugen der Eheschließung und Gäste des Festmahles waren der Schiffskapitän, sein Steuermann und einige Gasthofsbekannte.

«Es sind rechtschaffene Leute», sagte Pfeffermann zu seiner Braut. «Sie haben etwas vor sich gebracht. Von nun an werden auch wir unter freien Menschen leben.»

Die Braut nickte ihm zu und drückte verstohlen seinen Arm. «Sie hätten ihre Frauen mitbringen können», meinte sie.

Als sie vom Schiff stiegen, sagte er: «Dieser Boden ist von Schuld noch unbefleckt, und rein von den Irrtümern der Jahrhunderte.»

Nach einigen Monaten erwarb Pfeffermann eine Pflanzung in Louisiana. Er schonte sich nicht, und die Leute wunderten sich darüber, daß er selber mit Hand anlegte. Des Abends war er müde, und so gewöhnten sie es sich ab, miteinander Bücher zu lesen.

Pfeffermann gewahrte, daß es auch hier Herren und Knechte gab. Nach kurzer Zeit arbeitete er ebenfalls mit Negersklaven. «Man muß nur menschlich mit ihnen sein», sagte er zu seiner Frau und sah befangen auf die Seite.

Die Frau gewöhnte sich an reichliche Dienerschaft. «Früher habe ich selbst gewaschen», sagte sie. «Das ist alles recht, aber mehr

Ansprache könnte man schon brauchen. Ich war immer dafür, wir sollten nicht so weit nach Süden gehen.»

Die Luft in der feuchten Niederung war nicht gesund. Das erste Kind starb mit wenigen Jahren an einem Fieber. Die Frau kam zum zweiten Male in Hoffnung und brachte ein totes Mädchen zur Welt. Sie selbst starb eine Woche nach der Entbindung.

Pfeffermann konnte seiner Verzweiflung keinen Raum gewähren, denn seine Wirtschaft stand schlecht. Noch ein Jahr wehrte er sich, dann mußte er verkaufen. Er ging nach Neu-Orleans, und hier, in einem ärmlichen Mietszimmer, schrieb er den zweiten Brief an seinen Vater. Er wartete umsonst auf Antwort. Nun schrieb er an einen Jugendfreund und bat ihn um Nachrichten. Nach einigen Monaten kam ein Bescheid. Dieser Brief war ohne Vorwürfe gehalten, doch fand sich auch kein Wort der Billigung oder des Trostes. Pfeffermann erfuhr das Folgende: Die Gegner des Ministers, deren es ja zahlreiche gab, hatten die Flucht des Sohnes aufgegriffen und das Gerücht ausgestreut, sie sei im Einverständnis mit dem Vater geschehen, für den der Sohn große Teile des zweideutig erworbenen Vermögens habe ins Ausland bringen müssen; denn der Minister sehe ein Bekanntwerden gewisser Machenschaften und seinen Sturz voraus.

Die Verbreiter dieses Gerüchts handelten zu einem Teile sicherlich guten Glaubens; denn unter den Feinden des älteren Pfeffermann befanden sich nicht nur Neider, sondern auch ehrenhafte und wohlgesinnte Männer. Es war von Bedeutung, daß die einflußreiche Familie, die der Minister sich durch des Sohnes Heirat zu verbinden gedacht hatte, zur Partei seiner Feinde überging. Pfeffermann wehrte sich, aber er machte Fehler; offenbar hatte die Flucht des Sohnes ihn tief getroffen. Der Kampf ging hin und her, als der Fürst starb, dessen Geneigtheit sich der Minister bis zuletzt zu bewahren gewußt hatte. Vielleicht war der Fürst zu alt gewesen, als daß er sich vom Gewohnten hätte trennen können.

Der Fürst war kinderlos, zum Thron gelangte sein Neffe, der bisher außer Landes in Militärdiensten ein von Müßiggang und Härte wechselnd bestimmtes Leben geführt hatte. Er war jung und mit den Verhältnissen des Fürstentums wenig vertraut. Er kannte Pfeffermann als die rechte Hand seines Vorgängers, und vielleicht war er mehr als das gewesen. Von der anderen Seite wagten sich Warnungen, Verdächtigungen, Einflüsterungen vor; er konnte sie nicht leicht nehmen, denn sie kamen von Männern, denen er sein Vertrauen nicht weigern durfte. Der Fürst schwankte noch zwischen Pfeffermann und dessen Gegnern, als ein gewaltsamer Eingriff den Streit entschied. Pfeffermann wurde im Park seines Landsitzes, unmittelbar vor den Toren der Residenz, erschossen; als seinen Mör-

der bezeichnete das höchst glaubliche Gerücht einen verabschiedeten Major üblen Leumundes, von dem man wußte, daß er um Geld zu jedem Dienst bereit war.

Der Fürst ließ sich vom Nachdruck des Geschehnisses bestimmen. Pfeffermanns angebliche oder wirkliche Verfehlungen wurden als erwiesen bekannt gegeben, sein Vermögen beschlagnahmt, sein Leichnam in der Stille verscharrt. Der Mord fand keine Untersuchung; es wurde gesagt, der Minister habe sich selbst gerichtet.

Wir müssen uns der Verfassung erinnern, in welcher Pfeffermann der Sohn diese Nachrichten erhielt. Er war ohne Frau, ohne Kind, ohne Besitz. Er stand vor Trümmern; Trümmern nicht nur seines äußeren Lebensbaues, sondern auch der Weltsicht, aus der er diesen Bau errichtet hatte. Seit längerem lächelte er über die Schwärmereien seiner Jünglingsjahre; jetzt zum ersten Male verfluchte er sie. In dieser Lage glaubte er seine Verschuldung gegenüber dem Vater in ihrem vollen Umfange erkennen zu müssen. Er hatte den Vater nicht nur aufs tödlichste verwundet an der einzigen Stelle, an der sein Herz einer menschlichen Weichheit fähig war und die darum der Sohn hätte hegen und schützen müssen; denn die Liebe der Harten hat vielleicht einen höheren Preis als die der leicht Liebenden. Er trug die Schuld an allem Leiden und Kampf, die Schuld am Tode des Vaters. Und wie furchtbar mußten jenes Leiden und jener Kampf gewesen sein!

Pfeffermann wütete gegen sich selber. In Reue und verspäteter Liebe rief er «Vater! Vater!», als könne er aus dem Klang dieses Namens einen Trost empfangen. Die Fähigkeit des leidenschaftlichen Gefühls, die seine frühen Jahre gekennzeichnet hatte und längst zugedeckt worden war, flammte von neuem. Allein nun war ihr eine andere Richtung gewiesen. Pfeffermann gelobte sich, die Verderber seines Vaters zu verderben und von der Erde fortzutilgen.

Plötzlich hatte sein Dasein wieder ein Ziel. Und weil es ein Ziel hatte, darum hatte es auch wieder Kraft. Es war nicht jene Kraft des Überschwanges, die ihn vor Jahren befähigt hatte, sich von der angestammten Welt loszureißen. Es war eine Kraft, die der des Vaters verwandt war, auf ein einziges Ziel gerichtet, alles andere verschmähend, eine Kraft nicht des Rausches, sondern der harten Dauer.

Das ihm verbliebene Geld hätte kaum zu einer bettelhaften Rückreise genügt. Und was hätte er daheim erreichen können, wenn er als halber Landstreicher angekommen wäre? Er begriff, daß er zu Geld gelangen mußte. Genesen von der schwärmerischen Planlosigkeit der Jugend, genesen freilich um einen furchtbaren Preis, warf er sich auf den Erwerb. Er begann Baumwollkäufe zu vermitteln und führte Rechtsgeschäfte, indem er die Kenntnisse nutzte, die er in

akademischen Jahren erworben hatte. Er lernte Zähigkeit und Vorsicht, lernte Menschen und Umstände beurteilen. Er erweiterte den Kreis seiner Operationen, beteiligte sich, anfangs mit kleinen Summen, an Schiffsladungen, er kaufte Zucker und Tabak und schaffte sich in dem aufkommenden Börsenwesen seinen Platz. Er erlitt Rückschläge und glich sie wieder aus. Grund und Boden erwarb er nicht mehr, denn er wollte beweglich bleiben. Er arbeitete besessen, er gönnte sich nur, was dem Ersatz fortgeströmter Kräfte diente; nicht mehr, aber auch nicht weniger. In freien Stunden übte er sich im Pistolenschießen und erlangte eine hohe Fertigkeit.

Seit seiner Flucht waren fast zwei Jahrzehnte vergangen, als er in seiner Vaterstadt eintraf. Es war ein trüber Nachmittag im späten Herbst. Er nahm Wohnung im «Goldenen Korb» und trug sich als Camille Leblanc, Pflanzer aus Westindien, in die Fremdenliste ein. Er war sicher, nicht erkannt zu werden; denn das war ja nicht mehr das der Prägung noch offenstehende, jugendliche Antlitz; auch die Hautfarbe hatte sich verändert. Zum Überfluß bediente er sich einer in der alten Welt ungebräuchlichen Haartracht. Der Hut saß beschattend tief in der Stirn, und der weite, faltige Radmantel konnte über Wuchs und Gang täuschen. Seine Aussprache war fremdländisch geworden. Manchmal mußte er nach einem Wort suchen; er hatte viele Jahre hindurch keinen Anlaß gehabt, sich der Muttersprache zu bedienen.

Er speiste auf seinem Zimmer, aber er war viel unterwegs, vorzüglich in der früh einfallenden Dämmerung und am Abend. Obwohl er sich vor auffälligen Fragen hütete, wußte er nach drei Tagen alles, was ihm zu wissen nötig war. Denn wie in jeder kleinen Residenz war die Aufmerksamkeit der Einwohner auf den Hof und die ihn in Abständen umschließenden Menschenkreise gerichtet, und so waren sie leicht zum Sprechen zu bringen, namentlich jene, die ihr Beruf gesprächig und gefällig machte: Kellner, Barbiere, Verkäufer.

Vom Fürsten redeten alle mit Achtung, aber ohne Wärme. Es hieß, er habe ein geheimes Leiden und werde nicht alt werden; daher habe er auch nicht geheiratet. Sein jüngerer Bruder, ein hübscher Mensch, der als Tänzer und Jäger berühmt war und gern lachte, werde ihm folgen; er war beliebt, denn jede Frau träumte von einem seinesgleichen.

Der Nachfolger seines Vaters, so hörte Pfeffermann, war nicht mehr am Leben. Das Amt hatte ein Mann inne, der von auswärts berufen worden war. Neue Namen waren aufgekommen. Auch der Mann, der sein Schwiegervater hätte werden sollen, war gestorben, wie so viele von den Altersgenossen des Vaters. Die Tochter hatte nach Preußen geheiratet.

Der Major war noch am Leben und am Ort. Pfeffermann hatte Mühe gehabt, seine Erregung zu verhehlen, als er wie von ungefähr die Rede auf ihn brachte; ja, er hatte die Hände in die Taschen gesteckt, um sich nicht durch ihr Zittern zu verraten. Er entsann sich dieses Mannes aus seiner Jugend, und seit er jenen Brief erhalten hatte, war das breite rote Gesicht vor seinen Augen gewesen. Fast war es ihm lieb, daß der Major als der einzige seiner Rache aufgehoben war. Diese Rache konnte nur Menschen treffen, nicht Kreise von Menschen. Wie hätte er unter diesen die Ersinner und Antreiber von einst feststellen sollen? Aber der Ausführer, der Mörder war gewiß.

Er erfragte Näheres. Immer noch galt der Major, jetzt ein Fünfziger, als Spieler, Schuldenmacher und Trinker. Pfeffermann erfuhr, daß er sich täglich zur Stunde der Wachtparade in einem Weinhause unweit des Paradeplatzes aufhalte.

Pfeffermann ging bei guter Zeit hin. In dem engen, gewölbten Raum saßen fünf oder sechs Gäste. Der Major war noch nicht zugegen.

Pfeffermann wartete. Von draußen kam Trommelschlag und der helle Ton der Pfeifen. Einige der Gäste traten ans Fenster, um hinauszusehen. Pfeffermann rührte den Wein nicht an. Ein Schluck, so meinte er, würde hinreichen, um seine Adern schwellen und springen zu machen. Er hatte sich oft den Augenblick vorgemalt, da er den Mörder seines Vaters zu Gesicht bekäme. Jetzt schieden ihn von diesem Augenblick vielleicht nur noch Minuten.

Die Tür ging auf, der Major trat ein. Er hängte seinen Hut nicht an einen der Wandhaken, sondern warf ihn auf die Fensterbank. Dann setzte er sich und schnaufte.

Pfeffermann betrachtete den Major mit einer ihm selbst befremdlichen Ruhe und wunderte sich, ihn gealtert zu finden, denn in seiner Erinnerung hatte er immer noch das Bild des damaligen Mannes gesehen. Er empfand keinen Haß. Er begriff nicht, daß von dieser vierschrötigen, gedunsenen Gestalt, von diesem verwüsteten und aufgeschwemmten Gesicht handelnd jene Wirkung, die ein Leben auslöschte und einem anderen sein Gesetz auferlegte, hatte ausgehen können.

«Dieser Mann ist mein Gebieter gewesen», dachte Pfeffermann. «Er weiß es nicht, und doch hat er bestimmt, wie ich alle diese Jahre zu leben und was ich zu empfinden hatte. Und nun bin ich im Begriff, der Gebieter seines Lebens zu werden, eines Lebens, dem nur noch Stunden zugebilligt sind, und auch das weiß er nicht.»

Inzwischen war dem Major Wein gebracht worden. Er trank schnell und trommelte mit der ungeschlachten behaarten Hand auf

der Tischplatte. Ein paar Male winkte er breitspurig zum Fenster hinaus.

Sein Blick begegnete dem Blick Pfeffermanns, der beharrlich auf ihm lag. Dabei hatte Pfeffermann zunächst nicht die Absicht, ihn durch ein vorbedachtes scharfes Anstarren zu reizen und auf diese Weise den Streit vom Zaune zu brechen. Aber er vermochte seinen Blick nicht von den groben Zügen und seine Gedanken nicht von der zwischen jenem und ihm selbst obschwebenden Schicksalsverflechtung zu lösen.

Der Major runzelte die Stirn und verjagte eine Fliege. Er rief nach der Bedienung und verlangte eine Ochsenschwanzsuppe. Sie wurde ihm rasch gebracht, es war zu merken, daß sie zu seinen Gewohnheiten zählte. Geräuschvoll schlürfend begann er zu essen.

Über den Löffel hinweg sah er zu Pfeffermann. Er legte den Löffel hin und sagte: «Sie betrachten mich. Ich frage, ob das in einer Absicht geschieht?»

«Wie könnten Sie das wahrnehmen, wenn Sie mich nicht ebenfalls betrachteten?»

«Ich lasse meine Blicke gehen, wohin es mir paßt.»

«So werde ich Ihren Blicken eine andere Richtung geben.»

Pfeffermann war bei den letzten Worten aufgestanden und auf den Major zugetreten. Er packte dessen Kopf und stieß ihn mit dem Gesicht in den Suppenteller. Dies war so schnell vor sich gegangen, daß der Major nicht Zeit gehabt hatte, etwa die Abwehrkraft seiner Nackenmuskeln oder seiner Hände in Gang zu bringen.

Der Major sprang auf, die fette, bräunliche Flüssigkeit rann dampfend von seinem Gesicht auf Rockaufschläge und Weste. Er schnappte nach Luft und brüllte. Es war ein lächerlicher Anblick, aber niemand wagte zu lachen.

Pfeffermann war ruhig einige Schritte zurückgetreten. «Ich heiße Leblanc. Ich bin im Goldenen Korb zu finden», sagte er kalt und nahm seinen Hut.

Der Major wollte sich auf ihn stürzen, aber er mußte stehenbleiben und sich die scharfe Brühe aus den tränenden Augen wischen. Pfeffermann ging.

Wenige Stunden später erschienen zwei Offiziere im Goldenen Korb und überbrachten Pfeffermann die Forderung. Sie lautete auf Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit.

Pfeffermann wurde nach seinem Sekundanten gefragt.

«Ich habe keine Bekanntschaften in der Stadt», antwortete er. «Ich behalte es mir vor, auf einen Sekundanten zu verzichten.»

Der Zweikampf wurde für den folgenden Morgen vereinbart. Als Ort wurde eine Waldblöße bestimmt, eine halbe Meile vor der

Stadt. Die Offiziere beschrieben sie genau. Pfeffermann nickte, und es fiel ihm ein, daß er sich dort mit Elisabeth getroffen hatte.

Plötzlich waren ihm alle Einzelheiten dieses Zusammenseins gegenwärtig. Elisabeths Kleid war mit hellroten Bändern besetzt gewesen. Sie begegneten einem Holzfäller, und Pfeffermann schenkte ihm einen Taler, nur weil er den Drang verspürte, der eigenen Freudigkeit Ausdruck zu geben. Sie hörten einen Häher, sie sahen ihn abstreichen, und Elisabeth wollte ihn für einen Raubvogel halten. Später war es heiß geworden, und sie tranken Milch in einem Forsthaus.

Die Offiziere waren aufgebrochen, nachdem sie um Behutsamkeit gebeten hatten; der Fürst habe erst unlängst ein sehr strenges Gesetz gegen den Zweikampf erlassen. Pfeffermann ging in seinem Zimmer auf und nieder. Er gewahrte betroffen, daß er sich soeben zum ersten Male seit seiner Ankunft in der Residenz jener alten Zeit so recht erinnert hatte. Es war gewesen, als habe sich das Vorhaben, um dessentwillen er in seine Vaterstadt gekommen war, völlig von seinem Anlaß gelöst; es war keine Verbindung mehr gewesen zwischen dem bevorstehenden Zweikampf und den Geschehnissen von einst. Auch an den Vater hatte er wenig gedacht. Und wo seine Gedanken auf ihn gefallen waren, da hatten sie nur der Rolle gegolten, die dem Vater als einem Beweger seines Schicksals zugeteilt worden war, nicht ihm selbst.

Es fiel ihm jetzt auf, daß er die letzten Tage verbracht hatte wie in einer völlig fremden Stadt. Er hatte beobachtet, nicht aber wiedererkannt.

Mit einer gleichsam nachholenden Hast kleidete er sich zum Ausgehen an und begab sich ins Freie. Er ging durch die Straßen mit neuen Blicken. Hundert kleine Begebnisse fielen ihm ein. Hier und da sah er Gesichter, die ihm bekannt schienen. Dann kam ihm in den Sinn, daß dies ein ehemaliger Stadtkorporal war, der bei allen Schützenumzügen mitmarschierte. Und jener andere war der Krämer, bei dem er sich als Kind eine gewisse Art von Süßigkeiten gekauft hatte; nur daß der Mann weiße Haare bekommen hatte.

Er sah, wie die Leute einander begegneten, sich grüßten und miteinander redeten und wie sie zusammengehörten, selbst wo Abneigungen zwischen ihnen standen. Unweit der Hofkirche, die eine rötliche Tünche erhalten hatte, machten zwei Männer gleichzeitig eine Gebärde, als wollten sie voreinander die Hüte ziehen, ließen aber die Hände wieder sinken und sahen sich verachtungsvoll an. Auch diese Gegner, so fühlte Pfeffermann, hatten noch eine Gemeinsamkeit.

Es war windig und kühl, denn die blasse, sich gelblich zum Untergang schickende Sonne hatte keine Kraft mehr. Pfeffermann ge-

langte in jenen Teil des Schloßparkes, der Fremden und Einheimischen von Distinktion offen stand. Unter diesen Bäumen hatte er Verse gemacht. Er trat in die Ulmenallee, sein Fuß raschelte in verfärbtem Laube; er entsann sich, daß ihn als Kind dies Geräusch geheimnisvoll beglückt hatte. Zwei, drei Paare kamen vorüber.

Niemand kannte ihn, er hatte sich ausgelöscht. Und morgen, wenn er vor der dunklen Mündung einer Pistole stand, würde nicht einmal ein Mensch an seiner Seite sein, um ihm den kargen Dienst einer Förmlichkeit zu erweisen.

Nun, in der Neuen Welt hatte er den Glauben an die Bedeutung von Förmlichkeiten verloren. Dennoch empfand er jetzt den Wunsch nach einer Gefährtenschaft, und mochte diese eine noch so lockere, ja nur eine sinnbildliche sein.

Aus einem Nebengange bog ein junger Offizier in die Allee und kam Pfeffermann entgegen. Er hatte jene natürliche Art der Bewegungen, die eine gute Abkunft anzeigt; seine Augen waren lebhaft, seine Züge offen, gutmütig und ohne Bedeutung. Alles drückte einen Menschen aus, den man gern zur Seite hat.

Pfeffermann trat mit einem raschen Entschluß auf ihn zu, lüftete den Hut und bat, zwei Worte mit ihm sprechen zu dürfen.

Der Offizier erwiderte den Gruß mit höflicher Verwunderung und sagte: «Bitte.»

«Ich bin hier fremd und sehe mich in einen Ehrenhandel verwickelt.» Pfeffermann nannte den angenommenen Namen.

«Ich bin der Kapitän Duchamps», sagte der Offizier.

Sie gingen unter den Bäumen auf und nieder. Es begann dämmerig zu werden. Zwischen den kahl gewordenen Zweigen eines Ulmenwipfels stand der Abendstern.

«Das ist eine Bitte, die kein Mann von Ehre abschlagen darf», sagte der Kapitän. «Wer ist Ihr Gegner?»

Pfeffermann nannte den Namen des Majors.

«Er hat keinen guten Ruf», sagte Duchamps.

Pfeffermann bezeichnete Ort und Stunde des Kampfes. Der Kapitän erklärte, er werde ihn im Wagen abholen. Pfeffermann dankte ihm für seine Bereitwilligkeit, und als alles abgesprochen war, trennten sie sich.

Pfeffermann gelangte aus dem Park in die Stadt. Hier brannten bereits die ersten Lichter. Er betrachtete Gassen und Gebäude, deren Umrisse schon verschwammen. Er stand vor dem Mietshause, in welchem er geboren, und dem Palais, in welchem er groß geworden war. Er kam an das Haus, das Elisabeth von ihrem ersten Manne geerbt hatte. Hinter jenem Fenster hatte er bei ihr gesessen, ihr vorgelesen und ihr seine Gedanken von der Veränderungsbedürftigkeit alles menschlichen Zustandes vorgetragen. Seine Gedanken? Es

waren die Gedanken der Bücher gewesen, die auf ihn gewirkt hatten, weil er jung war und die Worte liebte. Wessen aber bedurfte denn der Mensch in Wirklichkeit? Über die Straße kam ein Knabe mit einem Kruge Bier; er trug ihn vorsichtig, um nichts zu verschütten. Der Meister, es mochte Elisabeths Schwager sein oder schon dessen Sohn, trat im Arbeitskittel aus der neben dem Hause gelegenen Werkstatt, strich dem Knaben über das Haar, lachte und ließ ihn abtrinken. Dann sagte er: «Geh zur Mutter, sie soll sich mit dem Essen beeilen, ich komme gleich.»

Pfeffermann ging zum Friedhof und pochte den Aufseher heraus. Der alte Mann schalt über die späte Störung und die feuchte Abendluft, aber er bequemte sich, die Laterne zu nehmen und mitzukommen. Pfeffermann hörte ihm nicht zu. Er stand vor dem prunklosen Grabe der Mutter. Es war anständig und sauber gehalten, schwarz von Efeu, und hatte zu Häupten eine niedrige, halb aufgerichtete Sandsteinplatte mit vergoldeten Buchstaben.

«Der Mann liegt woanders», sagte der Aufseher.

«Führe mich hin», befahl Pfeffermann.

An der Mauer lag ein unbezeichnetes, niedriges Grab: es war ganz mit Blättern bedeckt, denn der große Nußbaum jenseits der Mauer hatte sein Laub schon abgeworfen. Pfeffermann entlohnte den Aufseher und ging rasch im Dunklen davon.

«Was ist das nun alles gewesen?» dachte er. «Ich kann keinen Sinn finden in allem, das ich erlebt und ausgeführt habe. Einen Sinn hat mein Leben erst bekommen, als ich jene Nachrichten vom Ende meines Vaters erhielt. Aber was ist das für ein Sinn? Und es hat diesen Sinn ja nur von dem Manne empfangen, den ich morgen töten werde, und damit wird es seinen Sinn wieder einbüßen. Morgen, was wird das für ein Tag sein? Vom Ausblick auf diesen Tag habe ich anderthalb Jahrzehnte gelebt. Wovon werde ich leben, wenn dieser Tag hinter mir liegt?»

Es schauderte ihn. Er starrte in eine Schwärze, in die vollkommene Leere.

Er meinte den Major vor sich zu sehen, aber das war nun nicht mehr sein eigentliches Gesicht, sondern da troff und dampfte es von der heißen Suppe, und nur wie hinter einem bräunlichen Schleier taten die Züge sich vor, verwischt und kaum mehr kenntlich.

«Ich habe geglaubt, er sei mein Feind», sagte Pfeffermann halblaut, «und nun sehe ich, daß er nur ein Phantom ist. Also so arm bin ich, der ich Vater, Frau und Kinder verloren habe, daß ich um eines Phantoms willen habe leben müssen. Was liegt mir jetzt noch an diesem Phantom? Nein, es ist niemand und nichts, um dessenwillen es mir lohnte, dies Leben fortzusetzen, und so mag es denn morgen sein Ende haben.» Er schrak auf, als er von der Brüderkirche

eine späte Stunde schlagen hörte. Er fand sich in einer öden Gasse nahe der Stadtmauer. Es war kalt. Der Wind hatte nachgelassen, der klare gestirnte Himmel schien einen nächtlichen Frost anzusagen.

Pfeffermann ging in den Goldenen Korb, speiste und brachte dann seine Verfügungen zu Papier. Ein Notar, dessen Namen er früher mit Achtung hatte nennen hören, sollte seinen Nachlaß verteilen. Pfeffermann wußte, daß sein Vater kostspielig gelebt hatte. Er hielt es für möglich, daß Händler und Gewerbetreibende durch seinen Tod und die Einziehung seines Vermögens zu Schaden gekommen seien. Dies möge der Notar ermitteln und gutmachen. Seinem Vater sollte ein Grabmal errichtet werden, ein sehr hoher und stattlicher Stein, aber ohne Verzierungen, und es sollte nichts darauf stehen als der Name. Hier wünsche auch er selber beigesetzt zu werden: beim Vater an der Mauer, nicht bei der Mutter. Das verbleibende Geld sei dem Johannishospital zuzuwenden. Was er an sonstiger Habe besaß, Kleidung, Wäsche, Uhr, Koffer, vermachte er dem Friedhofaufseher. Kapitän Duchamps werde gebeten, seine Pistolen zur Erinnerung anzunehmen.

Am Morgen stand Pfeffermann wartend vor dem Eingang des Gasthofes. Es war eben erst hell geworden. Den Pistolenkasten hatte er unter dem Arm.

Ein Wagen kam und hielt. Es stieg ein Offizier aus, allein es war nicht der Erwartete. Er trat auf Pfeffermann zu, nannte einen Namen und fuhr fort: «Kapitän Duchamps hat unerwartet einen dienstlichen Befehl erhalten. Er bittet, ihn zu entschuldigen und mich als seinen Stellvertreter anzusehen.»

«Ich danke Ihnen. Sie wissen, um was es sich handelt?»

«Nein. Der Kapitän hat mich nur gebeten, mich Ihnen zur Verfügung zu stellen.»

«Steigen wir ein. Ich werde Ihnen unterwegs das Nötige erzählen.»

Die Stadt lag hinter ihnen. Sie fuhren an einer weißen Parkmauer entlang. Auf den dunklen Weymouthskiefern lag Reif. In diesem Park stand die Eremitage, die der Vater dem Sohne zum sechzehnten Geburtstag hatte erbauen lassen. In diesem Park war der Vater getötet werden.

«Auch der Major muß heute an diesem Orte vorüberfahren», dachte Pfeffermann. «Aber vielleicht ist es für ihn eine alte und verschollene Geschichte.»

Er zog das versiegelte Kuvert mit dem Testament hervor und überreichte es seinem Begleiter. «Für alle Fälle», sagte er.

Der Sekundant verbeugte sich höflich und ernst und steckte das Kuvert schweigend zu sich.

«Duchamps wird ihm von selber die Pistolen geben, ich brauche das nicht abzuändern», dachte Pfeffermann.

Der Wagen bog in einen Waldweg und hielt. Von hier hatte man noch zweihundert Schritte zu gehen.

Pfeffermann erkannte die Örtlichkeit. «Jetzt müssen die drei Lärchenbäume kommen, vor der Fichtenwand», sagte er sich.

Sie ließen die Lärchenbäume zurück, durchschritten den Fichtenstreifen und betraten die Lichtung. Die andere Partei war bereits zur Stelle. Sie hatte auch den Unparteiischen, den Wundarzt und einige Zeugen mitgebracht. Pfeffermanns Sekundant sprach ein paar Worte mit dem Sekundanten des Majors und dem Unparteiischen, einem Rittmeister der Leibdragoner. Der Unparteiische stieß einen Degen in den Boden; dies machte einige Mühe, denn der Nachtfrost hatte den Grund gehärtet. Hierauf maß er mit seinen langen Beinen fünfzehn Sprungschritte ab und bezeichnete den neugewonnenen Ort ebenfalls durch einen Degen. Nun nahmen die Gegner bei den aufrechtstehenden Degen ihre Plätze ein.

Der Major als der Beleidigte hatte den ersten Schuß. Er zielte bedachtsam, aber es mochte sein, daß die Trunksucht vieler Jahre seiner Hand die Sicherheit genommen hatte. Pfeffermann hörte die Kugel am linken Ohr pfeifen.

Jetzt war er an der Reihe. Er hob die Pistole senkrecht zum Himmel und schoß in die Luft.

Man hörte einige halb unterdrückte Ausrufe des Erstaunens. Pfeffermanns Sekundant eilte auf ihn zu. «Sind Sie des Teufels?» rief er erschrocken im Flüsterton. «Sie haben keine Schonung zu erwarten. In kurzem wird der Major seines Schusses sicher sein!»

Pfeffermann antwortete mit einer wegwerfenden Handbewegung, und der Sekundant kehrte achselzuckend an seinen Platz zurück.

Der Major zielte und schoß. Die Kugel ging rechts vorbei und knickte einen Fichtenzweig.

Pfeffermann schoß wieder senkrecht in die Höhe.

Es wurde getuschelt. Einige der Anwesenden traten zum Major und redeten ihm halblaut zu, er möge auf die Fortsetzung verzichten und seinem Gegner erklären lassen, er habe Satisfaktion.

Der Major schüttelte den Kopf und sagte laut: «Links, rechts, Mitte.»

Als er den dritten Schuß abgab, fiel Pfeffermanns Hut zu Boden.

Der Major beobachtete nicht mehr die Gepflogenheit, das linke Bein hinter das rechte zu setzen und dem Gegner die schmälere Seite zuzuwenden. Er stand breit und spreizbeinig da, die linke Hand in der Hosentasche. Sein hellblauer Rock hob sich sehr scharf von dem dunklen Hintergrunde der Fichten ab. Auch unterließ er es nach

Pfeffermanns Vorgang, den Pistolenkolben schützend vor das Gesicht zu halten, wenn der Gegner am Schusse war; nach seinem zweiten Schusse hatte er das noch getan. Pfeffermann schoß zum dritten Male in die Luft.

Jetzt ging sein Sekundant auf den Gegensekundanten zu und sagte: «Teilen Sie dem Major mit, daß er vor meine Pistole muß, wenn er dies Spiel fortsetzt.»

Er hatte in seinem Zorn lauter gesprochen als er beabsichtigt haben mochte. Der Major hatte seine Worte gehört und lachte höhnisch.

«Eine Handbreit tiefer, nach dem Hut die Haut», sagte er und machte sich zum Schusse bereit.

«Halt!» rief der Unparteiische und legte die Hand horchend ans Ohr. Man hörte Hufschläge. Ein Gendarmerieoffizier mit vier Mann bog im Galopp auf die Lichtung ein.

Er sprang vom Pferde, grüßte und sah sich um. Er erblickte Pfeffermanns durchlöcherten Hut, hob ihn auf und betrachtete Einschuß- und Ausschußöffnung. Dann sagte er lächelnd: «Mir scheint, ich bin im rechten Augenblick gekommen. Wäre ein Schuß gefallen, so hätte ich alle Herren verhaften müssen.»

Der Sergeant fragte ihn halblaut, ob er die Pistolen beschlagnahmen solle.

«Pistolen, du Esel?» antwortete der Offizier. «Ich sehe keine Pistolen.» Dann wandte er sich an Pfeffermann; er müsse bitten, ihn zu begleiten.

«Wir haben Sie nicht verstanden, aber wir haben Hochachtung vor Ihnen», sagte Pfeffermanns Sekundant und drückte ihm die Hand. Dann gab er ihm das Kuvert zurück. Pfeffermann verbeugte sich stumm, unbewegten Gesichts.

Pfeffermann und der Gendarmerieoffizier gingen zur Landstraße. Hier stand eine geschlossene Kutsche. Sie stiegen ein, und die Reiter folgten mit dem ledigen Pferde.

«Wohin führen Sie mich?» fragte Pfeffermann.

«Machen Sie sich darüber keine Gedanken», erwiderte der Gendarmerieoffizier.

Sie hielten vor dem Neuen Schloß. Der Offizier geleitete Pfeffermann in ein schmuckloses Kabinett und bat ihn, Platz zu nehmen. Dann ließ er ihn allein.

Pfeffermann brauchte nicht lange zu warten. Die Tür ging auf, ein blasser, noch junger Mensch trat schnell ein. Er trug die Montur der Linieninfanterie, ohne Distinktionen, nur auf der linken Brustseite saß ein Stern. Er war lang und schmächtig und hielt sich ein wenig vornübergebeugt. Er hatte scharfe Augen und einen bitteren Zug um die Mundwinkel.

«Wer sind Sie?» fragte er rasch.

Pfeffermann hatte sich erhoben und nannte den Namen, unter dem er sich in die Fremdenliste eingetragen hatte.

«Das meine ich nicht, Herr von Pfeffermann», sagte der Fürst ungeduldig. «Ich will wissen, was für ein Mensch Sie sind. Bin ich Ihr Schuldner oder sind Sie der meine? Erzählen Sie.»

Pfeffermann schwieg verwirrt. Der Fürst nahm sich einen Stuhl und bedeutete auch Pfeffermann, sich zu setzen.

«Sie sind überrascht», sagte er dann. «Aber bedenken Sie, daß meine Polizei noch von Ihrem Herrn Vater eingerichtet worden ist; sie arbeitet zuverlässig. Glauben Sie, es kommen oft Fremde aus Westindien?»

«Ich hatte den Blick für die Kleinheit des heimischen Zustandes verloren», entgegnete Pfeffermann fast wegwerfend.

«Die Aufgaben sind überall gleich groß. Schuld und Gewissensbedrängnis des Menschen ebenfalls. Das Schicksal eines Mannes hat auch am kleinen Ort Raum genug zur Größe.»

Pfeffermann bedachte sich eine Weile und begann dann zu erzählen. Er sprach ohne Schonung seiner selbst, als berichte er von einem Fremden. Zuletzt sagte er: «Vieles von dem, das ich unternommen habe, versteh' ich zu dieser Stunde nicht mehr. Aber ich habe es getan, und so wird es wohl eine Notwendigkeit meiner Natur gewesen sein.»

Danach fragte er: «Kennen Ew. Durchlaucht einen Kapitän Duchamps?»

«Nein», erwiderte der Fürst. «Mein Bruder hat mir nur erzählt, daß er sich Ihnen gegenüber dieses Namens bedient hat.»

Sie sahen einander prüfend und mit hoher Aufmerksamkeit an. Der Fürst fuhr fort: «Ich habe manchmal von großen Rachetaten gehört oder gelesen. Das waren Taten, die durch Jahre, ja, durch Jahrzehnte vorbereitet wurden und während einer so langen Zeit dem Rächer als einziges Ziel vor Augen standen. Ich habe diesen Erzählungen meinen Glauben versagt, denn das Leben ist vielfältig und kann nicht einem Plane, am wenigsten einem solchen, untergeordnet werden. Sie, Herr von Pfeffermann, haben das vermocht, freilich auf Grund einer — verzeihen Sie, aber ich kann es nicht anders ansehen — einer Erkrankung der Seele. Aber welche Kraft der Beharrlichkeit und des Willens! Könnten Sie sich nicht entschließen, solchen Kräften ein anderes Ziel zu setzen?»

Als spräche er zu sich selbst, sagte Pfeffermann: «Ich bin anderthalb Jahrzehnte von diesem Major abhängig gewesen. Jetzt bin ich es nicht mehr. Aber das Leben eines Mannes bedarf wohl einer Abhängigkeit. Der Alte, der mich über den Friedhof geführt hat, hängt von seinen Gräbern ab und der Schlossermeister von seiner

Werkstatt, seiner Frau und seinem Knaben, dem er über das Haar fährt.»

Der Fürst antwortete hierauf nicht, und er konnte ja auch nicht verstehen, was Pfeffermann da von Friedhofaufsehern und Schlossermeistern sprach. Er sagte nur: «Ich habe Ihnen Ihr Leben erhalten.»

«Das war nicht mein Wunsch, Durchlaucht.»

«Ich weiß es. Ich meinte auch, Ihrem Schicksal einen Raum geben zu sollen; sonst hätte ich die Gendarmen eine halbe Stunde eher reiten lassen. Von Ihrem Vater wollen wir jetzt nicht sprechen, da wird sich ein Ausweg finden. Vergeben Sie mir, was zu vergeben ist. Ob Sie dem Major vergeben wollen, danach frage ich nicht. Ich werde dafür sorgen, daß er die Stadt verläßt. Sie haben Willen und Sie haben Erfahrungen. Wie alt sind Sie? Über vierzig? Das ist das Alter, in welchem ein Mann zum Staatsdienst tauglich wird. Ich selbst bin jünger, aber ich habe wohl nicht mehr viel Zeit. Bleiben Sie bei mir.»

SCHULE, GESANG UND KOHLENGRUBEN

Kulturgeschichtliche Skizzen aus Wales

Wales ist ein dem Kontinentaleuropäer wenig bekanntes Land. Er weiß von einem Prinzen von Wales, er weiß von Kohlengruben, aber wenige kennen das Land selbst. Es ist abseits vom europäischen Touristenverkehr, wie es immer abseits gelegen hat. Bis heute hat sich dort die keltische Sprache, das Cymrische, gehalten, weil die nachkeltischen Eroberer der großen britischen Hauptinsel, die Römer, die Angelsachsen, die Normannen nie ganz Wales durchdrangen. Wohl gelang es den Römern und den normannischen Königen Englands, sich Wales botmäßig zu machen. Aber bis in die Tudorzeit hinein blieb Wales mit England unvereint, wenn auch unter der englischen Krone. Und selbst als 1536 und 1542 Wales durch Gesetz mit England vereint wurde, blieb es tatsächlich für sich und nahm am Schicksal der britischen Nation wenig aktiven Anteil. Es war der modernen Industrialisation vorbehalten, die enge Verbindung von Wales mit England zu vollziehen. Der Waliser hat damit die Möglichkeit bekommen, sich im ganzen weiten Wirkungsbereich der britischen Nation zu betätigen. Gleichzeitig aber steht er immer in Gefahr, seine Eigenart zu verlieren. Zwischen England und Wales besteht ein eigentümliches Spannungsverhältnis. Der Waliser ist froh, mit England in einem Staat zusammen zu leben, aber er ist glücklich, nicht Engländer zu sein.

Wir hatten im vergangenen Sommer Gelegenheit, das Land wiederzusehen, wo wir früher schon einmal ein Jahr gelebt hatten. Wir gelangten nach Wales dem Tal